



Der Knobelsdorff'sche Bau der Kgl. Hofoper Unter den Linden

Friedrich Herzfeld

DIE MUSEN ZWISCHEN SPREE UND HAVEL

Am Schlußempfang der diesjährigen Berliner Festwochen sagte ein kunstbegeisterter Berlin-Freund aus Übersee:

Es gibt eben nur ein Berlin!

Wenngleich dieses freundliche Bekenntnis den Spree-Athenern wie Honigseim einging, enthüllte sich im Augenblick auch sein Gegensinn, wenn man es nämlich nicht nur auf den Kunstseifer von West-Berlin, sondern auf die Gesamtlage Berlins bezog. Leider gibt es zwei Berlin. Zwei fast völlig getrennte Städte Berlin mit eigenem Telefon, eigenen Wasserwerken, eigenen Omnibussen, eigenem Geld und — eigenen Kunststätten. Nur die Preußische Akademie der Künste und die West-Berliner Akademie unterhalten einige offizielle Verbindungen. Sie bearbeiten gewisse Objekte gemeinsam, und Rudolf Wagner-Regeny von der Ost-Akademie erscheint auf Veranstaltungen der West-Akademie nicht nur versteckt in einem Winkel, sondern so, als gäbe es wirklich nur ein Berlin.

Sonst ist auch zwischen den Musenstätten ein Eiserner Vorhang heruntergegangen, der fester ist als jeder Vorhang im Theater. An diese Tatsache haben sich die Opern- und Konzertbesucher bereits gewöhnt. Zwar sind die Theater des Ostens für uns West-Berliner

beispiellos billig. Der teuerste Platz in der Staatsoper Unter den Linden kostet 15 Mark, also etwa 3,50 DM, der billigste 2 Mark, also 40 Pfennig, und somit ungleich weniger als das bescheidenste Vorstadtkino. Dennoch wird die Staatsoper und auch Felsensteins in vieler Hinsicht beispielhafte Komische Oper von West-Berlinern offensichtlich nur noch wenig besucht. Genaue Zahlen liegen nicht vor, weil „drüben“ stets in Ostgeld bezahlt wird, was jede Kontrolle ausschließt. Der Zug der Ost-Berliner nach West-Berlin ist wesentlich stärker. Genaue Zahlen zu ermitteln, ist hier nicht schwer, da diese Besucher 1:1 in Ostgeld bezahlen, d. h. sie zahlen den Westbetrag in Ostgeld, praktisch also vier- bis fünfmal weniger. Der Minusbetrag wird den Kunstinstituten ersetzt. Insbesondere ist der Zug zu den Sinfoniekonzerten im Westen stark, da es Konzerte dieses Ranges in Ost-Berlin nur wenige gibt. Im allgemeinen werden von den West-Berlinern allenfalls die Premieren im Osten besucht. Aber es stellen sich nur die Fachleute ein, Regisseure und Kritiker etwa, oder die Tanzexperten orientieren sich jenseits des Brandenburger Tores. Berichtet wird in den West-Berliner Zeitungen nur äußerst selten über Musikveranstaltungen

im Osten. Persönliche Beziehungen zwischen den Künstlern in West- und Ost-Berlin bestehen so gut wie gar nicht mehr.

Wer im Osten auftritt, macht sich im Westen verdächtig. Das gilt weniger für die Künstler aus West-Deutschland. Aber unter den West-Berliner Künstlern finden sich nur wenige, die auch in Ost-Berlin oder gar in der Zone konzertieren. Es wird in der Regel angenommen, daß gemeinsame Gesinnung sie in den Osten führt. Man muß aber gerecht sein: Es ist für die West-Berliner Künstler schmerzlich, ja kaum tragbar, daß sie auf Hinterland völlig verzichten sollen. Die West-Ost-Spannung bereitet auch für die Künstler Spannungen, für die es letztlich keine vernünftigen Lösungen gibt.

Umgekehrt gelten diese Grundsätze nicht so streng, da erstklassige Solisten, vor allem Sänger, in Ost-Berlin dringend fehlen. Man nimmt, was man bekommt und zahlt dafür außerordentliche Gagen, gegebenenfalls auch in Westgeld, das sich der Osten zu verschaffen weiß.

Die Zeit, da West-Berliner Künstler diesen Lockungen nicht widerstehen konnten, sind längst vorbei. Der Heldenbariton Joseph Hermann lebt nicht mehr, und Margarete Klose singt kaum mehr. In den letzten Jah-

ren ist nur der Chordirektor Hermann Lüddicke von der Städtischen Oper den Weg von West nach Ost gegangen, um an seine frühere Wirkungsstätte, Felsensteins Komische Oper, zurückzukehren. Die Schallplattenindustrie pflegt engere Verbindungen zum Osten. Neuproduktionen finden mit Ensembles statt, die aus West- und Ost-Berliner Künstlern bestehen, z. B. die Neuaufnahme des Fliegenden Holländers. Karl Böhm hat nach wie vor mit seinem alten Orchester, der Dresdener Staatskapelle, musiziert, und es kamen Platten von sowjet-russischen Orchestern in Westdeutschland heraus, wobei jedesmal West-Berlin als Brücke zum Osten gedient hat.

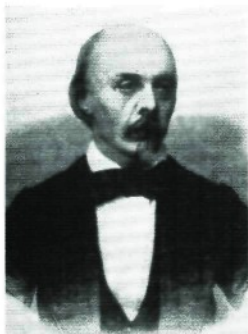
Es ist also notwendig, das Berliner Opern- und Konzertleben streng geteilt nach West und Ost zu betrachten, so unsinnig das auch erscheint.

Von der West-Berliner Oper, der Städtischen Oper, kann im Augenblick nicht viel gesagt werden, da sie zur Zeit zwischen Baum und Borke schwebt. Im Herbst 1961 wird das neue, schöne und große Haus an der Bismarckstraße bezogen. Um gleich mit einem vollständigen Repertoire eröffnen zu können, bereitet man sich schon jetzt auf den Umzug vor. Da die neue Bühne andere Maße hat, müssen alle Dekorationen umgearbeitet werden. Gleichzeitig sollen die verbrauchten Repertoire-Aufführungen neu poliert werden. Darum werden schon im Januar die Proben im neuen Haus beginnen. Das bedeutet: zu wesentlichen Neuinszenierungen

er 1947 nach Berlin berufen wurde. Vielleicht war er damals noch zu jung für eine solche Doppelaufgabe. Jetzt haben ihm die Jahre und eine lebensbedrohende Krankheit eine Reife gebracht, die allgemein bewundert wird. Mit der generalmusikdirektorlosen, der schrecklichen Zeit wird in mancher Beziehung auch eine ruhige Zeit zu Ende gehen. Fricsay ist eine ungemein dynamische Persönlichkeit, die sich mit den bestehenden Verhältnissen grundsätzlich nicht abfindet. Es wird also ein großes Reinemachen geben. Das ist genau das, was wir brauchen. Die Freude, daß er kommt, ist darum groß. Leider besteht die Sorge nach wie vor, ob er gesundheitlich allen Berliner Stürmen standhalten kann.

Nach langen Erörterungen scheint festzustehen, daß das neue Haus mit Don Giovanni eröffnet wird, wobei der Übergang besonders deutlich wird. Unter dem neuen Intendanten Sellner wird der ausscheidende Intendant Carl Ebert inszenieren, der neue General Fricsay dirigieren und der Ur-Berliner Dietrich Fischer-Dieskau den Don Giovanni singen. Offen bleibt, was mit dem Theater in der Kantstraße geschehen soll. Wahrscheinlich verwandelt sich das überalterte Haus, das einmal Theater des Westens, Berliner Volksoper und noch alles mögliche andere war, in ein Operetten-theater, das in West-Berlin fehlt. Die Freunde der allerheitersten Muse mußten bisher mit kurzen Gastspielen im Titania-Palast, einem Monstre-Kino und während der Festwochen in

anderswo getan hat. Doch haben sich alle Befürchtungen als falsch erwiesen. Karajan hat alle Zusagen gehalten. Seine Konzerte sind Höhepunkte im sinfonischen Musikleben von West-Berlin, und auf Reisen hat er den Ruhm unserer Philharmoniker stets gemehrt, z. B. als er in der vergangenen Spielzeit sämtliche Sinfonien Beethovens in Paris aufführte. Im übrigen dirigieren bei den Berliner Philharmonikern alle prominenten Dirigenten aus Europa und Übersee. Indessen hat das Orchester weiterhin große Sorgen, denn es ist nach wie vor heimatlos. Die 1943 zerstörte Philharmonie ist noch immer nicht ersetzt. Zwar liegt seit Jahren der Plan Scharouns vor, und wirklich ist während der letzten Festwochen eine feierliche Grundsteinlegung begangen worden. Dennoch scheint zweifelhaft, ob der Plan ausgeführt wird. Er sieht bekanntlich das Orchester in der Mitte des Raumes vor. Das Publikum sitzt um das Orchester herum. Ein Teil des Publikums, wenn auch nur ein kleiner, sieht die siebzig bis hundert Instrumentalisten und die zweihundert bis dreihundert Chorsänger von hinten. Das ist offensichtlich so widersinnig und wird von fast allen praktischen Musikern so entschieden abgelehnt, daß es bisher immer wieder am Mut zur eigenen Courage gefehlt hat, diesen Plan, der sich letztlich gegen die Musik richtet, wirklich auszuführen. Es ist also zu befürchten, daß die Berliner Philharmoniker noch lange Zeit auf den viel zu kleinen Hochschulsaal angewiesen sind. Unter



Hans von Bülow



Arthur Nikisch



Wilhelm Furtwängler



Herbert von Karajan

bleibt im Augenblick keine Zeit. Die Opernspielzeit wird also äußerst mager verlaufen, damit im nächsten Jahr erhöhte Anforderungen befriedigt werden können.

Zum Wechsel des Hauses kommt der Wechsel der Intendanten. Carl Ebert wird sich von der Intendanz zurückziehen, um sich ausschließlich seinen Regieaufgaben widmen zu können. Dafür kommt Gustav Rudolf Sellner, der seiner Regielust in dieser Spielzeit noch einmal von Nord bis Süd und von Ost bis West Raum gibt, denn in der nächsten Spielzeit wird ihn die neue Aufgabe gerade genug von seiner künstlerischen Tätigkeit ablenken.

Des Wechsels ist damit noch nicht genug. Die Städtische Oper wird endlich einen neuen Generalmusikdirektor erhalten: Ferenc Fricsay, der gleichzeitig Chef-Dirigent des Radio-Symphonie-Orchesters ist. Beide Funktionen hatte er schon einmal inne, als

der Deutschlandhalle befriedigt werden. Dort hat sich der Regisseur Wolf Völker seit Jahren bemüht, die beste Art herauszufinden, wie man vor 9000 Menschen Opern aufführen kann, und zwar mit dem Ergebnis, daß man zu einer Art Musical-Revue übergehen wird.

Das Bild bei den Orchestern zeigt noch buntere Farben. An der Spitze stehen natürlich die Berliner Philharmoniker. Ihr Ruhm als Instrument von Bülow, Nikisch und Furtwängler ist im Inland so unbestritten wie im Ausland. Daß sie in Herbert von Karajan einen Chefdirigenten von allerhöchstem Rang gefunden haben, ist einer jener Glücksfälle, die in ihrer achtzigjährigen Geschichte noch nie ausgeblieben sind. Wohl bestand einige Sorge, ob Karajan nach seiner Verpflichtung an die Wiener Staatsoper seine Berliner Bindungen abbauen würde, wie er es in London, Mailand und

dieser Mißhelligkeit leiden die Philharmoniker, jetzt unter ihrem Intendanten Dr. Wolfgang Stresemann, wie die Berliner nun schon seit zehn Jahren.

Auch das zweite Konzertorchester Berlins befindet sich in einer nicht durchaus erfreulichen Situation. Es wurde seinerzeit vom RIAS Berlin gegründet, und zwar aus freien Musikern und einer Gruppe, die aus der Berliner Staatsoper herübergekommen war. Ferenc Fricsay hat dieses Orchester hart geschult und ihm einen Rang gegeben, der in glücklichen Stunden außerordentliche Leistungen ermöglicht. Die glücklichen Stunden können leider nicht sehr zahlreich sein, da sich dieses Orchester sein Geld im wesentlichen selber verdienen muß, und zwar indem es für den Sender Freies Berlin und für RIAS Berlin Bänder bespielt oder Schallplattenaufnahmen macht. Daneben leistet sich das Radio-Symphonie-Orchester einen

DIE MUSEN ZWISCHEN SPREE UND HAVEL

Oben: Zuschauerraum
der 1955 wiederaufgebauten Staatsoper
Unten: Die Staatsoper nach dem Umbau



Konzertzyklus, der aber selbstverständlich ein Verlustgeschäft ist. Der RIAS will die beträchtlichen Kosten für dieses Orchester nicht mehr tragen, da er andere Aufgaben hat. Der Sender Freies Berlin kann sie nicht tragen, weil er viel zu klein ist. Die Stadt darf sie nicht tragen, weil sie schon die recht teuren Philharmoniker zu betreuen hat, und die Hilfe des Bundes für Berlin muß begreiflicherweise einmal eine Grenze haben. So sitzt dieses Orchester eigentlich zwischen allen Stühlen. Es wird gebraucht und geliebt. Aber die Vaterpflichten will und kann niemand tragen, zumindest nicht in der wünschenswerten Großzügigkeit. Wenn irgendjemand zwischen Spree und Havel auf bessere Verhältnisse in dem wiedervereinigten Berlin hofft, so ist es dieses Orchester.

Jetzt tritt Ferenc Fricsay wieder an seine Spitze, und schon spürt man den Auftrieb. Es muß für Nachwuchs gesorgt werden, wie übrigens auch das Orchester der Städtischen

Oper für den Dienst im neuen Hause beträchtlich vergrößert werden soll. Wieschwer das Nachwuchsproblem bei den Orchestermusikern wiegt, pfeifen die Spatzen von den Dächern. Junge Künstler nach Berlin zu bringen, fällt doppelt schwer. Auch hier zeigt sich wieder die heikle Lage Berlins. Früher kamen die besten und meisten Orchestermusiker aus Sachsen und Thüringen. Daß dieses Reservoir für West-Berlin heute weitgehend ausfällt, bekommen wir mehr und mehr zu spüren.

Der Bedarf an Sinfoniekonzerten ist von den beiden großen Konzert-Orchestern noch nicht zu befriedigen. Da ist das Berliner Symphonische Orchester. Unter seinem einzigen Dirigenten Carl A. Bunte hat es sich einen festen Platz erobern können. Es besteht aus freien Musikern, und hier wie bei anderen kleineren Orchestern spielen auch Musiker aus Ost-Berlin mit, die damit eine kleine Ausnahme von der scharfen West-

Ost-Trennung schaffen. Büntes Konzerte bringen nur das vertraute Gut der klassisch-romantischen Literatur. Da sie sehr billig sind, werden sie gern besucht. Bisweilen finden sie in den verschiedenen Außenbezirken Berlins statt. Hier wird beste Vorarbeit für die heranwachsenden Besucher des sinfonischen Musiklebens geleistet.

Für das Mozartorchester setzt sich besonders der Bezirk Kreuzberg ein. Nach dem Weggang Volker Wangerheims nach Bonn fehlt hier der ständige Dirigent, was kleinen Orchestern noch weniger bekommt als großen. Das Berliner Orchester unter Hans Joachim Wunderlich springt ein, wo Bedarf ist, begleitet Opern- und Ballett-Abende, erfreut mit Operettenklängen und wandert ebenfalls durch die Bezirke. Außerdem gibt es noch ein DAS-Orchester, das sich neuerdings an das Requiem von Brahms herangewagt hat. Bisweilen musiziert auch noch das Bach-Orchester unter Carl Gorvin, der unterdessen nach Saarbrücken gegangen ist, das Bach-Collegium, das Barock-Orchester, das Haydn-Kammerorchester unter Helmut Link ... und morgen schon können sich neue Orchester auftun, wenn sich ein ehrgeiziger Dirigent und Manager findet. Der Bedarf an sinfonischer Kunst ist in Berlin offensichtlich unerschöpflich.

Bei den Chören ist es kaum anders. An der Spitze steht die St. Hedwigskathedrale unter Monsignore Prof. Dr. Karl Forster. Dieser Chor erfüllt nach wie vor seine Aufgabe beim sonntäglichen Gottesdienst, singt aber außerdem alle großen Chorwerke, auch die des Protestantischen Bach, was bei einem liturgisch gebundenen katholischen Chor nicht ganz selbstverständlich ist. An Klangschönheit und Disziplin wird dieser Chor wohl von keinem anderen in Deutschland übertroffen. Es bleibt ein Geheimnis, wie Forster bei der Fülle der Aufgaben auch immer wieder neueste Werke herausbringt.

Die Berliner Sing-Akademie wird von der Tradition bestimmt. Unter Carl Friedrich Zelter war sie vor 170 Jahren das Beispiel für das bald einsetzende deutsche Chorleben. Hier werden alle großen Chorwerke Bachs regelmäßig dargeboten: zu Weihnachten das Weihnachtsoratorium, zu Ostern die Matthäus-Passion und im November die h-moll-Messe. Mathieu Lange, ihr Leiter, möchte aus diesem allzu strengen Ritual gern ausspringen und ist dabei zu einem Spezialisten für Ausgrabungen geworden. So hörten wir z. B. bei ihm Chorwerke von Scarlatti. Aber seine Möglichkeiten sind ebenso begrenzt wie die des Philharmonischen Chores unter Hans Chemin-Petit. Hier ist allerdings nur eine junge Tradition von Siegfried Ochs weiterzutragen.

An den knappen Mitteln liegt es wohl auch, daß die Hochschule für Musik dem Berliner Musikleben nicht mehr so starke Impulse zuträgt wie seinerzeit unter Joseph Joachim und unter der Doppelleitung von Franz Schreker und Georg Schünemann. Sehr verdienstlich ist, daß dafür der Sender Freies Berlin regelmäßig Konzerte mit avantgardistischer Musik veranstaltet, zwar nicht in dem großen Rahmen wie die Münchener Musica-viva-Konzerte oder wie die Reihe Das neue Werk des NDR in Hamburg, aber doch mit Mut und Beharrlichkeit und dem natürlich begrenzten Kreis der Interessierten zu Dank.

Das Konservatorium der Stadt Berlin besitzt zur Zeit ebenfalls nur einen kommissarischen Direktor, nachdem Hans Joachim Moser zurückgetreten ist. Wie überall fehlen hier

Männer, Persönlichkeiten, Kunstorganisatoren ...

Trotz manchem Minuspunkt ergibt sich also eine beträchtliche Gesamtsumme. Zwar bleibt fraglich, ob unser Jahrzehnt Anlaß zu einer so stolzen Legende geben wird wie die Berliner Jahre zwischen 1920 und 1930. Aber die Berliner besitzen noch immer wache Intelligenz, breite Anteilnahme und scharfes Ohr, was die Reichshauptstadt seinerzeit zur Hauptstadt im Königreich Musik machte. Nicht nur zu den alljährlichen Festspielen im Herbst unter der weltoffenen Leitung von Dr. Gerhart von Westerman, sondern auch im übrigen Jahr rühmen Besucher die vitale Atmosphäre Berlins. Dieser oft wiederholte Hymnus rechtfertigt schließlich doch das am Anfang erwähnte Bekenntnis von dem einen Berlin.

Ost-Berlin ist nur der kleinere Teil des ehemaligen Berlin und besitzt zwei große Opernhäuser, die herrliche, wieder aufgebaute Staatsoper Unter den Linden und Felsensteins Komische Oper. Die Staatsoper kann als besten Trumpf ihr prachtvolles Orchester ausspielen. Mit 136 Mann ist es das größte deutsche Opernorchester, das auch nicht, wie das Hamburger Orchester, bei Konzerten geteilt wird. Generalmusikdirektor ist Franz Konwitschny, der zugleich die Leipziger Gewandhauskonzerte dirigiert. Er ist der einzige Dirigent von Format in der sogenannten DDR. Der Mangel an übertragenden Persönlichkeiten ist im Osten überhaupt noch stärker. Darunter leiden vor allem die Solistenensembles. Hier greift man auf Sänger aus Ost-Europa zurück, wie in West-Berlin vorzügliche Amerikaner singen. Auch daran wird wieder deutlich, wie die Trennungslinie zwischen Ost und West mitten durch Berlin läuft. Die Vorstellungen der Staatsoper sind stets vorbildlich diszipliniert und mit dem Bemühen um hohes Niveau angelegt. Das gilt auch für das Ballett. Dennoch bleibt meist etwas Unbefriedigendes. Der Perfektion, die hier präsentiert wird, fehlen die frischen Impulse und das echte Feuer der Theaterleidenschaft.

Ein Operninstitut von unvergleichlicher Art ist die Komische Oper Walter Felsensteins. Hier gibt es kein Repertoire von 40 bis 50 Opern wie an anderen großen Opernhäusern Deutschlands, sondern nur fünf bis sieben Werke. An jeder Inszenierung wird monatelang gearbeitet, und Felsenstein soll erklärt haben, für seine nächsten Inszenierungen werde er jedesmal zwei Jahre brauchen. Begreiflicherweise sind die Aufführungen durchgearbeitet wie an keinem Opernhaus der Welt. Mittel spielen hier keine Rolle. Vor einer Premiere schließt Felsenstein sein Haus gegebenenfalls, um noch einmal in aller Ruhe probieren zu können. Bei der Premiere sind die Künstler denn auch meist völlig ausgelaut. Aber die 150. Aufführung ist noch so gut wie die erste. In diesem Haus wird keine Schlamperei geduldet. Insofern ist Felsensteins Spiel vorbildlich.

Bei so viel Licht bleiben einige Schatten nicht aus. Die Komische Oper ist ein reines Regie-Theater. Alle Opern werden gewissermaßen als Schauspiel aufgeführt. Die großen Gesellschaftsszenen in der eben neu inszenierten Traviata sind ein Rausch von Farben und Bewegungen. Es gibt keinen toten Augenblick. Alle Sänger sind vollkommene Schauspieler. Leider geht das auf Kosten der Musik. Fast alle zwei Jahre hat Felsenstein seinen musikalischen Leiter gewechselt, weil es kein starker Musiker bei ihm aushält, und noch nie hat Felsenstein einen kon-

genialen Dirigenten für seine Inszenierungen gefunden. Musik und Gesang stehen daher immer in zweiter Linie. Selbst bei Verdi kommt es zu keinen aufleuchtenden Kantilenen. Darum sind die Aufführungen in der Komischen Oper bei aller Großartigkeit unausgewogen disponiert. Man sieht herrliches Theater, aber hört nur mittelmäßiges. Das trübt die Harmonie erheblich.

Außer einigen Sinfoniekonzerten in der Staatsoper unter Konwitschny, in denen oft die Prominenten der sowjetrussischen Garde als Solisten mitwirken, gibt es noch das Berliner Sinfonie-Orchester, das ausschließlich Konzerte veranstaltet. Über seine Qualität kann nichts berichtet werden, obwohl es nur wenige Kilometer von uns entfernt konzertiert. Es wird von West-Berlin nicht im geringsten beachtet. Ebenso wenig wissen wir von der Ost-Berliner Musikhochschule unter Georg Knepler. Mit den Verhältnissen in Hamburg, Köln, München, Wien, Mai-

land und New York sind wir ungleich besser vertraut als mit denen in Ost-Berlin. Außerhalb der Opernhäuser, die Besuch aus West-Berlin stets freundlich begrüßen, wird uns immer mehr oder minder deutlich gesagt, daß unser Besuch nicht erwartet wird. So frieren alle Beziehungen bis auf den Nullpunkt ein, und neue bilden sich nicht mehr.

Einer der wenigen Plätze, die nichts von Trennung wissen, ist die Musikabteilung der Staatsbibliothek. Hier, wo mehr Handschriften großer Tonmeister gesammelt sind als sonst irgendwo in aller Welt und wo die größte Musikbibliothek deutscher Sprache den Benutzern zur Verfügung stehen, gibt es kein West oder Ost. Wer sich in die klösterliche Klausur des stillen Lesesaals vergräbt, wird überwältigt von den Schätzen großer Musik aus allen Zeiten und ist dankbar, daß Berlin den Freunden der Musik wenigstens das Glück dieser klingenden Insel bereitet.

Oben: Der Saal der Philharmonie nach 1882

Unten: Modell der geplanten neuen Philharmonie (Hans Scharoun)

